

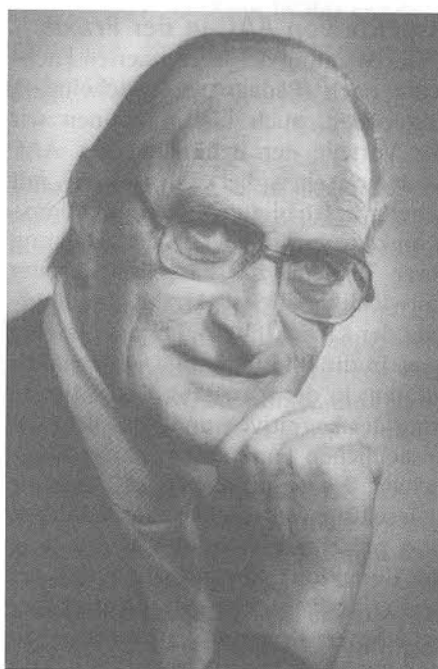
Manfred Berger

Andreas Mehringer – Sein Leben und Wirken

Andreas Mehringer starb am 21. Dezember 2004 im Alter von 93 Jahren in München. Er war von 1945 bis zum Jahre 1969 Leiter des Münchner Waisenhauses, welches er – und darin liegt sein entscheidender Verdienst – grundlegend reformierte. Mit dem Aufbau des Familienprinzips verwandelte er die alte „Anstalt“ zu einer Modell-einrichtung der Heimerziehung, die zum Vorbild vieler Heime in der Bundesrepublik, aber auch im Ausland avancierte. Heutige Standardwerke zur Theorie und Praxis der Heimpädagogik kommen nicht umhin, Andreas Mehringer als „Reformator der Heimerziehung nach 1945“ zu würdigen. Vehement bekämpfte er die althergebrachte Anstaltserziehung. Unter „Anstalt“ verstand er „die Zusammenfassung familienloser Kinder in Gruppen zu 25, 30 und mehr zum Zwecke ihrer Versorgung und ihr Zusammenleben und Aufwachsen in Sälen“ (Mehringer 1949, S. 12), bei oft gleicher Frisur und Kleidung, regeltem Tagesablauf und paarweiser Ausgehordnung. Anstelle dieser seines Erachtens überholten Anstaltsform forderte der Pädagoge für das familienlose und „geschädigte“ Kind ein „wirkliches Zuhause“ im Heim, wo eine konstante Bezugsperson sich seiner annimmt und es liebevoll umsorgt, wo es den „Zustand eines persönlichen Geliebtwerdens“ (Mehringer 1949, S. 16) erfährt und Nestwärme spürt. Des weiteren setzte sich Andreas Mehringer mit besonderem Engagement für eine Reformierung der Säuglings- und Kleinkinderheime ein, zumal seinerzeit „Säuglinge und Kleinkinder... im Denken und Planen der Pädagogen... so viel wie gar nicht präsent“ (Mehringer 1985) waren. Seine umfangreichen Erfahrungen mit Heimkindern und deprivierten (seelisch verkümmerten) Säuglingen und Kleinkindern hatte Andreas Mehringer in mehreren umfangreichen Publikationen, inzwischen Standardwerke, sowie in ungezählten Aufsätzen in der renommierten Fachzeitschrift „Unsere Jugend,“ die er nahezu vier Jahrzehnte als Schriftleiter redigierte, veröffentlicht. Besonders

erfolgreich war/ist seine Publikation „Eine kleine Heilpädagogik. Umgang mit schwierigen Kindern“.

Als Mann der Praxis und Theorie war Andreas Mehringers Einfluss auf die heilpädagogisch orientierte Heimpädagogik sowie Kleinstkinderpädagogik von enormer Tragweite. Folgerichtig konstatierte der Psychologe und Psychotherapeut Kurt Eberhard, „Vorstandsmitglied der Arbeitsgemeinschaft für Sozialberatung und Psychotherapie“,



Andreas Mehringer (1911–2004)

dass Andreas Mehringer der „einflussreichste Heilpädagoge in der deutschen Heimerziehung“ war. Für sein soziales Engagement und bahnbrechenden Leistungen erhielt der „Reformator“ und „einflussreichste Heilpädagoge“ der deutschen Heimerziehung 1978 den „Janusz-Korczak-Preis“.

I.

Andreas Mehringer wurde am 10. März 1911 als jüngstes von vier Kindern des Landwirts Martin Mehringer und seiner Ehefrau Margarethe, geb. Brenninger, in Bernloh bei Miesbach geboren. Seine glückliche Kindheit war geprägt durch die Freiheit und den

Erfahrungsreichtum des Dorflebens. Zu Hause war er sowohl in Haus und Stall, bei den Tieren, in Feld und Wald als auch in den örtlichen Handwerksstätten. Als er sieben Jahre alt war, starb seine erst 34-jährige Mutter. Bald bekam er eine Stiefmutter, unter deren Ablehnung er sehr litt. Mit zehn Jahren kam der Junge in das von Benediktinern geführte Erzbischöfliche Knabenseminar nach Scheyern bei Pfaffenhofen an der Ilm. Hier sammelte er seine ersten bitteren Anstalterfahrungen: Er fühlte sich einsam und verlassen und sehnte sich nach Wärme und Geborgenheit.

1927 kam Andreas Mehringer nach Freising, wo er wieder in einem Knabenseminar wohnte. Die beiden letzten Gymnasialjahre absolvierte er in Rosenheim. Dort legte er 1929 das Abitur ab. Von 1929 bis 1930 besuchte er die Lehrerbildungsanstalt in Pasing, damals noch kein Stadtteil von München und war danach als Seminaranwärter auf dem Lande tätig. Von 1931 bis 1936 studierte Andreas Mehringer an der Münchener Universität Pädagogik, Psychologie, Philosophie und Literaturgeschichte. Einer seiner Hochschullehrer war Aloys Fischer, den er zeitlebens verehrte. Nebenbei arbeitete der Student noch als Präfekt in einem Münchner Kinderheim, das von Nonnen geleitet wurde. Dort lernte er die ganze Härte des Anstaltssystems kennen. Diese Erfahrung weckte in ihm allmählich den Wunsch, nicht Lehrer zu bleiben, sondern selbst einmal ein Heim zu leiten.

Im April promovierte Andreas Mehringer. Sein Doktorvater Aloys Fischer riet ihm, eine Arbeit über den Schweizer Pädagogen Johann Heinrich Pestalozzi zu schreiben. Das Thema seiner Dissertation lautete: „Pestalozzi als Fürsorgepädagoge. Ein Beitrag zur Geschichte der Fürsorgeerziehung“. Natürlich musste der Promovend, dem damaligen politischen Zeitgeist entsprechend, in seiner wissenschaftlichen Arbeit Pestalozzi einen „Ehrenplatz in der pädagogischen Ahnengalerie des Nationalsozialismus“ (Mehringer 1936, S. 164) einräumen.

Nach dem Studium erhielt Andreas Mehringer als Junglehrer seine erste Stelle in einer oberbayerischen Kleinstadt. Dort heiratete er und dort kamen auch seine beiden Kinder zur Welt. Als

Lehrer war er gezwungen, sich in der nationalsozialistischen Bewegung zu engagieren. Er entschied sich für eine Mitarbeit in der NSV-Jugendhilfe. Dadurch lernte er den ganzen Bereich der Jugendfürsorge kennen. Er kümmerte sich um misshandelte Kinder, um Heimunterbringungen und um Pflegestellen- und Adoptionsvermittlungen.

Durch für ihn günstige Bedingungen musste er nicht in den Krieg ziehen. Aufgrund des extremen Lehrermangels wurde Andreas Mehringer als Heimlehrer in einer großen Fürsorgeanstalt in der Nähe von München, mit 200 Jungen im Alter von 13 bis 21 Jahren, „dienstverpflichtet“. Und so wurde er nochmals mit der damaligen Anstalts-erziehung, im Stil eines Arbeitslagers, konfrontiert. Für ihn Grund genug, dieser Anstalts-Dressur entgegenzuwirken. Diesbezüglich schrieb er, ganz im Sinne seines pädagogischen Vorbildes Johann Heinrich Pestalozzi:

„Das Kind fühlt sich in der Anstalt nicht zutiefst, sondern nur mit einer Oberflächenschicht seiner Seele zu Hause. Auch bei bester äußerlicher Versorgung fehlt ihm das Wesentliche für das innere Wachstum, die Nestwärme und der Wurzelboden... Es fehlt die Wirkweise der Wohnstube“ (Mehringer 1949, S. 15).

II.

Auf der Suche nach einer neuen Arbeit begegnete Andreas Mehringer im Sommer 1945 in München der damaligen Jugendamtsleiterin Elisabeth Bamberger. Genannte bot ihm die Leitung des „verwaisten“ und fast völlig zerstörten Münchner Waisenhauses an. Jedoch wie sollte es weitergehen? Wiederaufbau des alten Hauses oder einen Neubau wagen? Für die Schwestern vom Orden der Englischen Fräulein, die im Hause das Sagen hatten, und für die Vertreter der Stadt München stand fest, dass das Haus im alten Stil wieder aufgebaut werden sollte. Doch dagegen wehrte sich der neue Waisenhausdirektor entschieden. Er warb in einer programmatischen Denkschrift dafür die „Chance einer Ruine“ zu nutzen und ein neues Haus mit mehreren abgetrennten Wohnungen zu errichten. Andreas Mehringer wollte zur Verwirklichung einer „Reform der Anstalt“ erreichen:

- Verkleinerung der Gruppengröße,
- alters- und geschlechtsgemischte Gruppen,
- familienähnliche Strukturen,
- eigenständige Gruppen,
- gute personelle Besetzung, um individuelle Betreuung der Kinder zu ermöglichen
- feste Bezugspersonen für die Kinder und schließlich
- Aufnahme von vernachlässigten, milieugestörten, unehelich geborenen Kindern, auch sog. Hilfsschüler, Bettnässer u. a. m. (vgl. Mehringer 1949, S. 12 ff.).

Der Waisenhausdirektor ging bei seinen Überlegungen von dem Gedanken aus, dass die Familie als Vorbild der natürlichen Erziehungsgemeinschaft zwar nicht ohne weiteres und uneingeschränkt auf die Heimerziehung übertragbar sei, jedoch einige wesentliche Wirkfaktoren von der natürlichen Familie durchaus übernommen bzw. vom Heim mit seinen Mitteln und Bedingungen zumindest „nachkonstruiert“ werden können. Dabei griff er auf altbewährte Gedanken zurück. Keine geringeren als Johann Heinrich Pestalozzi, die Diakonissenmutter Eva von Tiele-Winckler und Johann Hinrich Wichern forderten bereits schon zu ihrer Zeit, dass die öffentliche Erziehung ebenso wie die Familienerziehung den „Gesetzen der Wohnstube“ zu folgen habe.

1951 stand der Neubau mit den ersten Familiengruppen, die sich Baum, Schmetterling, Klee, Herz, Sonne usw. nannten, der Bundesrepublik. Anlässlich zum 20-jährigen Jubiläum des „neuen“ Waisenhauses erinnerte sich Andreas Mehringer an den Anfang:

„Das neue Haus wurde gebaut. Kein Speisesaal, keine Schlafräume mehr, sondern zehn große Wohnungen. Jede hatte zwei Wohnzimmer, einige Schlafzimmer, die nötigen Nebenräume für Buben und Mädchen, sogar eine kleine Küche. Das Wichtigste fehlte nicht: die Türe zum Zumachen und die Glocke. Jetzt mußte man läuten, wenn man vom Spielen heimkam, und auch jeder Fremde mußte jetzt schön brav läuten, bevor er herein durfte...“

Am 1. Oktober zogen wir ein. Die 'Mütter' von damals haben ihre soziale Arbeit nicht als einen Job wie jeden anderen betrachtet. Etwas von dem Geist lebte in ihnen, den eine alte italienische Kinderdorfmutter einmal so ausdrückte: 'Nun endlich einmal Schluß mit dem Wort orfano (Waisenhauskind)! Kinder sollen sie heißen und sein, denn sie haben jetzt eine Mutter, und diese Mutter bin ich.' Wenigstens etwas von einem Zuhause war den Kindern nun gegeben. Zuhause ist man dort, wo man bleiben darf, auch wenn man böse gewesen ist, und zuhause ist man da, wo man bleiben darf, auch wenn man größer wird“ (Mehringer 1971, S. 4).

Unter Andreas Mehringer wuchs das „Waisenhaus“ zu einer stattlichen Institution heran. Bauten kamen hinzu, mit weiteren Familiengruppen, ein Festsaal mit rund 200 Sitzplätzen, eine Bibliothek, ein Musik- und ein Besucherzimmer. Die „Ruine“ war vollendet, die Idee zur „Reform der Anstalt“ erfolgreich in die Tat umgesetzt. Die Familiengruppe im Heim war kein „interessantes Experiment mehr“ sondern Realität.

III.

Parallel zu Auf- und Ausbau des Münchner Waisenhauses versuchte Andreas Mehringer die Situation der Säuglings- und Kleinkinderwaisen zu verbessern. Persönlich hatte er in den 1950er und 1960er Jahren viele Säuglinge und Kleinkinder aus den entsprechenden Anstalten in seine neu gegründeten Familiengruppen geholt. Dabei hatte er immer wieder - „nicht einmal, nicht zehnmal, sondern hundertmal und mehr - erlebt, was da an Nichtwiedergutzumachendem geschah, wenn ein Kind in den ersten Monaten, in den ersten Jahren seines Lebens Mutterliebe/Elternliebe entbehren mußte“ (Mehringer 1986, S. 9). Eindeutig zeigte sich bei den Kindern das Erscheinungsbild des sogenannten Hospitalismus und sie litten unter psychischen Störungen sowie psychosomatischen Symptomen (und das oft ein Leben lang):

„Zunächst war mit diesen halbtoten Lebewesen so gut wie nichts anzufangen. Man mußte sie in Ruhe lassen. Da war immer das gleiche Bild: Das Kind stand steif da, bewegte keine Hand und keinen Fuß, schrie aber dann plötzlich



los und hörte dann lange nicht mehr auf zu schreien. Die Kinder konnten - mit zwei Jahren und darüber - noch kaum richtig laufen, blieben dann wieder stehen und machten ihre Schaukelbewegungen... Die körperliche Gesundheit war besonders zu beachten. Alle unsere Säuglingsheimkinder waren in der ersten Zeit besonders anfällig für Krankheiten. Viele hatten Schwierigkeiten mit der Haut" (Mehringer 1986, S. 32).

Da die Heime möglichst billig und rentabel sein sollten, waren viel zu viele Säuglinge und Kleinkinder in großen Sälen untergebracht. Der Schwerpunkt der Arbeit lag eindeutig im hygienischen Bereich. Sauberkeit und penible Ordnung stand im Vordergrund und nicht die „psychische Hygiene“ des einzelnen Kindes. So wurden beispielsweise die Kinder wie am Fließband gefüttert:

„Um mit dem Füttern der Säuglinge zeitlich zurechtzukommen, wurde den Kindern die Flasche schräg ins Bett gelegt und mit dem Sauger an den Mund gehalten. Die Schwester entfernte sich wieder. Das kleine Wesen mußte selbst damit zurecht kommen... Was durchwegs fehlte: Das Anschauen und Angeschautwerden, der Blickkontakt zwischen dem nahrungsgebenden Menschen und dem kleinen Kind, wenigstens einige Minuten lang... Im Heim nahm sich niemand die Zeit, zu dem Kinde in Augen-Zwiesprache zärtlich zu sein" (Mehringer 1986, S. 19).

Da die ersten Lebensjahre für die gesunde Entwicklung eines Menschen von eminenter Wichtigkeit sind - „das heißt: Jedes Jahr früher ist wichtiger als jedes Jahr später" (Mehringer 1986, S. 76 - plädierte Andreas Mehringer für die Auflösung der entsprechenden

Anstalten und gleichzeitig für eine qualitative Verbesserung der Adoptions- und Pflegestellen sowie, da ja folgend viele Säuglinge und Kleinkinder in Heime untergebracht wurden, für die Reformierung der Heime. Gerade Eltern, die ein Kind adoptieren oder zur Pflege wollen, sollten auf den deprivierten Säugling gut vorbereitet werden. Ihnen muss bewusst gemacht werden, dass sie nicht viel und zu schnell etwas vom Kind erwarten können und dürfen. Es muss das „Gesetz des zuerst“ beachtet werden: Ein Kind das noch keine Liebe erfahren hat, kann auch keine Liebe geben.

IV.

Ein echter Klassiker ist das mittlerweile in 11. Auflage vorliegende Taschenbuch „Eine kleine Heilpädagogik. Vom Umgang mit schwierigen Kindern“. Hier handelt es sich um einen praktischen Ratgeber, als „minimale Heilpädagogik“ gedacht, vor allem für die Heimerzieher und ihre alltägliche Arbeit- als Anregung zum Vorbeugen.

In seinem Büchlein legt der Autor Wert darauf, dass der Begriff „verwahrlost“ nicht meinen darf, das Kind ist verwahrlost sondern vielmehr es wurde verwahrlost. Gerade diese Kinder benötigen Aufmerksamkeit und emotionale Zuwendung, denn sie sind schwierig, weil sie Schwierigkeiten haben. Um ihnen im (heil-/pädagogischem) Alltag gerecht zu werden, entwarf Andreas Mehringer folgende sieben einfache, leicht verständliche und gut nachvollziehbare Regeln, die dem „Laienheilpädagogogen“ Leitfaden sein sollen:

Regel 1: Das Kind in seiner Eigenart wahrnehmen und es akzeptieren wie es ist - oder: das Gesetz des „zuerst“

Ein Grundbedürfnis jeden Menschen ist es, in seiner Einzigartigkeit wahrgenommen und bedingungslos geliebt zu werden, nicht anders sein zu müssen, als man ist. Dabei versteht Andreas Mehringer den Begriff „Wahrnehmen“ im wörtlichen Sinn, d. h. das Kind anschauen mit verweilendem Blick und dies immer wieder, zumal das schwierige Kind diesbezüglich einen enormen Nachholbedarf hat. Der Nachholbedarf an besonderer Zuwendung (Wahrnehmung) muss so rasch wie möglich erfolgen, denn:

„Ein ungeborgenes Kind kann man nicht erziehen, man muß es zuerst bergen; versuchen, es nachzubergen (Hervorh. M. B.); es vom Druck und Not befreien und damit seine Kräfte entbinden, seien sie groß oder klein“ (Mehringer 1976, S. 88)

Regel 2: Ausverwahrlosen lassen - oder: das Festhalten am Symptom

Das Kind hat sich sein „Verwahrlosungs-Symptom“ als Überlebensmöglichkeit angeeignet. Diesen Schutz kann es nicht so ohne weiteres aufgeben:

„Wir müssen 'die Erkennenden sein, den Zusammenhang sehen' (A. Adler). Das Kind ist ja 'aufgewachsen wie im Feindesland', es lebt im Mißtrauen. Es hat sich seine Verwahrlosungs-Symptome als Überlebenschance zugelegt, sie sind ihm 'der wertvollste Besitz' (Bettelheim); es braucht sie als Panzer, und das Kind hält deshalb an ihnen fest; es glaubt, sie nicht aufgeben zu dürfen, bis ihm eine andere Erfahrung zuteil wird“ (ebd., S. 89)

Demzufolge hat der Erziehende das schwierige Kind dort abzuholen, wo es sich gerade befindet, sonst "bleibt es in seiner Sackgasse stecken" (ebd.). Es gilt das Gesetz des zuerst Vertrauen geben, um damit Vertrauen zu erzeugen.

Andreas Mehringer weist in diesem Zusammenhang intensiv auf die Kinder hin, die eher passiv und überangepasst sind. Diese befinden sich eigentlich in einer noch größeren seelischen Not, als die aktiven, lauten, motorischen, unruhigen und unangepassten Kinder, die „sich kräftig wehren und sich dadurch so etwas wie 'gesundverwahrlosen' können (ebd., S. 90). Der Pädagoge weist hierbei auf zwei klassische „ruhige“ Symptome hin: Bettnässen und symbolische Diebstähle. Dabei ist nachzufragen, was diese Kinder entbehren müssen/mussten. Solche Kinder brauchen keine Strafen sondern Zeit, Geduld und liebevolle Zuwendung.

Regel 3: Dafür sorgen, daß das Kind auch in seiner Gruppe angenommen wird - oder: auf der Suche nach Bundesgenossen

Da das Kind in einer Gruppe von Gleichaltrigen lebt, muss auch auf die Gruppe Einfluss genommen werden: Dabei soll die Schwäche des Einzelnen geschont und geschützt werden:

„Kinder, besonders sozial geschädigte, sind im Umgang miteinander oft hart und grausam. Selbst zu kurz gekommen, suchen sie beim Nachbarn die verwundbarste Stelle - und finden sie, um selbst ein wenig Prestigegewinn zu erzielen. Worte, Beschimpfungen, Demütigungen... wirken dann oft noch schlimmer als Schläge, sie können 'töten'“ (ebd., S. 91)

Darum ist es notwendig, die schwachen Kinder vor den verbalen sowie körperlichen Attacken der anderen zu schützen.

Andreas Mehringer bezog in seiner langjährigen Praxis die ganze Gruppe mit ein, um ein Kind aus seiner Außenseiterposition und Isolierung heraus zu holen. Er versuchte die Kräfte der Gruppe für den Einzelnen zu mobilisieren und eine offene Aussprache mit allen Kindern anzustreben, auch wenn sich u. U. die Stigmatisierung verfestigte. Wenn nötig, setzte er ein Gespräch mit der Gruppe ohne den Außenseiter an. Dabei durfte sich die Gruppe kritisch äußern. Andreas Mehringer nahm die negativen Äußerungen der Kinder sehr ernst, versuchte trotzdem Verständnis für den Außenseiter zu wecken: „Ob wir ihm nicht doch noch eine Chance geben sollen, einmal alles Vergangene vergessen und noch einmal von vorne beginnen?“ (ebd., S. 92).

Regel 4: Die bestmögliche Lebensperspektive für das Kind suchen - oder: woher das Kind kommt und wohin es gehen kann

Jedes Heimkind sehnt sich nach einem eigenen Zuhause. Darum müssen wichtige Bindungen und Verbindungen des Kindes gepflegt werden. Ferner ist es notwendig, zusammen mit dem Kind über seine Zukunft zu beraten. Die Frage, ob ein Weg zurück ins Elternhaus führt, oder wenn nicht, welche Alternativen möglich sind, muss geklärt werden. Dazu Andreas Mehringer:

„Dies gehört jedenfalls untrennbar zum heilpädagogischen Umgang mit diesen Kindern: mit ihnen zusammen ihre Situation klären; wichtige Bindungen unter allen Umständen pflegen; dem Kind helfen, daß es seine Situation auch selbst begreift; es vor unechten Versprechungen und Hoffnungen schützen; es auch nach aller Möglichkeit schützen vor nicht nur nutzlosen,

sondern schädlichen und gefährlichen 'Heimholungen' und Versetzungen.

Ich betone es nochmals: Wir müssen dem Kind helfen, daß es seine Situation selbst auch ganz begreift, das Vergangene, das Gegenwärtige und das Mögliche in der Zukunft. 'Das Vergangene ist nicht vergangen' (W. Faulkner). Da muß jemand sein, der aufarbeiten hilft. Was den jungen Menschen besonders belastet und gleichgültig macht, ist vor allem die Unsicherheit, die er in sich herumträgt. Die Wahrheit ist leichter zu ertragen; auch wenn sie hart ist: es ist die Wahrheit; man weiß Bescheid und kann weiterleben“ (ebd., S. 95).

Regel 5: Keine Heilpädagogik ohne den musisch-künstlerischen Bereich - oder: heilen, durch neu-sehen (und -tun) lernen

Ein Grundprinzip der Heil-/Sozialpädagogik lautet: mit den Stärken des Kindes arbeiten. Jedes Kind, auch und vor allem das sozial „geschädigte“, ist irgendwo im musisch-künstlerischen Bereich begabt. Solche Begabungen müssen heilpädagogisch genutzt werden:

„Es geht um das Werken und Gestalten, das Zeichnen und Malen, die Musik, um Tanzen, Gymnastik, und das Theaterspielen in allen größeren und kleineren Formen, das Puppenspiel, das Lesen, die Gesprächsrunde; um die Muse also und auch um die Muße, wozu auch der Sport gehört und nicht zuletzt die bewußte Nähe der Natur: der Garten, Tiere, das Wandern“ (ebd., S. 97).

Gerade schwierige Kinder haben oft ihre Intelligenz „in der Hand“. Sie sind manuell geschickt, künstlerisch oder sportlich begabt. Und eben da ist anzusetzen, um ihnen auf der Suche nach Möglichkeiten von Erfolgserlebnissen behilflich sein zu können.

Regel 6: Keine Heilpädagogik ohne religiöse Bildung - oder: von der Hoffnung auf die letzte Geborgenheit

Andreas Mehringer geht in seiner Publikation davon aus, dass Aussagen wie: „Gott sieht alles und weiß alles und straft dich“ (ebd., S. 101) eine „Unheil-Pädagogik“ vertreten. Ihm geht es vielmehr darum, dass das Kind das fehlende „Urvertrauen“ erst einmal erleben muss um dadurch eine gewisse Tiefe und Ehrfurcht zu erfahren. Auf den Erzieher kommt hier durch seine Persönlichkeit, seine eigene Ehrfurcht

vor Gott und die Fähigkeit zum Ergriffensein eine enorme Vorbildfunktion zu. Sehr anschaulich erklärt dies der Pädagoge am Beispiel des Schlafengehens:

„Und da ist dann einmal dieses andere Bild: das Kind wird am Tagesende zum Schlafen gebracht; das dauert einmal kürzer, einmal länger; es muß auch einmal länger dauern dürfen: das Kind erfährt verlässliche Zugehörigkeit. Der 'Erzieher'... steht ihm mit seiner ganzen Person zur Verfügung. Aber da spürt er einmal: das Heil-werden des Kindes habe ich nicht ganz in der Hand. Einiges liegt nicht in meiner Macht, es liegt im Bereich der Gnade. Und auch dies weiß er: Ich bin selbst genauso gefährdet, da ist im Grunde kein Unterschied; wir sind gleich; letzte Geborgenheit können wir uns gegenseitig gar nicht geben; wir sind beide in unserem Suchen und Sehen hinausverwiesen in eine andere Dimension, von der wir ahnen, daß es sie gibt, auch wenn wir - als raum- und zeitgebundene Wesen - sie nicht konkret fassen können; in die 'andere Geborgenheit'. - Was zu solchen Zeiten ausgesprochen oder nur miteinander geschwiegen wird, was und wie viel man da einander erzählt und bekennt, ob da gebetet wird oder nicht, oder ob man einen Vers *D. Bonhoeffers* oder *Bergengruens* zur Hilfe nimmt, das ist alles sekundär“ (ebd., S. 103).

Andreas Mehringer ist es wichtig, Situationen, Momente zu schaffen, die das Kind in Stille genießen kann. Er spricht von der „Organisation der Stille“, die erst religiöse Erfahrung/Bildung ermöglichen.

Regel 7: Unter den heilpädagogischen Faktoren auch sich selbst bedenken - oder: worauf man gefaßt sein muß - von Selbstkontrolle und Selbsterhaltung

Im letzten Kapitel seiner „kleinen Heilpädagogik“ befasst sich der Autor eingehend mit der Persönlichkeit des Erziehenden, der sich immer einer Selbstkontrolle unterwerfen soll. Ihm muss klar sein, dass unbewusste Identifikation, Übertragung sowie Gegenübertragung im Erziehungsgeschehen stattfindet:

„Aber der (Laien-)Heilpädagoge nimmt die Vorgänge nicht persönlich, wenn er von Übertragung und Gegenübertragung weiß..., Übertragung besteht im Kern in der Frage: *Wie, als wen, als was sieht mich das Kind?* Bei

der Gegenübertragung heißt die Frage dann: *Was bedeutet für mich dieses Kind?* Übertragen werden frühere Erfahrungen, vor allem frühkindliche Objektbeziehungen. Bei Heimkindern sind diese oft so total negativ, daß eine Beziehungsfähigkeit überhaupt nicht entwickelt wurde, also nicht vorhanden ist; oder eine vorhandene wurde bereits zerstört. Das Kind muß diese Nichterfahrung oder seine schlechte Erfahrung erst an einem Ersatzobjekt korrigieren... Übertragung 'läßt sich nicht machen, sie geschieht' (Schwigger). Man muß auch noch wissen: sie hat tausend Gesichter und sie ist nahe verwandt mit den Vorgängen der Identifikation; d. h. mit dem Bestreben des Kindes, sich mit jemandem identifizieren zu können, um allmählich die eigene Identität zu finden. Jeder Mensch muß eine positive Antwort auf die Frage finden: *Wer bin ich? Er muß er selber werden*“ (ebd., S. 105 ff).

Neben der Selbstkontrolle ist die Selbsterhaltung ein wesentlicher Bestandteil im erzieherischen Alltag. Damit meint Andreas Mehringer die eigenen Ansprüche des Erziehers und seine psychische Belastbarkeit, zumal sich für ihn die gesamte Erziehung zwischen den Kräften Nähe und Distanz, Verstehen und Anforderung, Kind und Gruppe, Schonen und Fordern, Wollen und Können bewegt. Wie verkraftet der Erzieher dies alles? Und das für eine längere Zeit? Zunächst müssen stimmen; Größe der Gruppe, Bezahlung, Arbeitszeit und die materiellen Möglichkeiten. Doch viel wichtiger sind die inneren, nur teilweise organisierbaren Bedingungen: „die Atmosphäre, die 'Luft', die Gemeinschaft der Menschen in einem solchen Haus; sehr konkret für den einzelnen: das Selbständig-arbeiten-dürfen und doch Nicht-allein-gelassen-werden. Das Bemühen und Ringen um diese Kinder ist auf die Dauer nicht auszuhalten, wenn man nur auf sich selbst gestellt ist. Man braucht jemanden, zu dem man kommen kann; nicht um sofort ein Rezept für den weiteren Weg zu bekommen, sondern um mit jemanden zu sprechen, um abzuladen und mit ihm zu beraten. Wer das ist, ist eine sekundäre Frage; aber ein Supervisor-Dienst in irgendeiner Form, sagen wir es einfacher: Hilfe im Gespräch muß gegeben sein“ (ebd., S. 108).

Literatur:

Berger, M.: „Die Chance der Ruine nutzen“. Das Münchner Waisenhaus, in: Landeshauptstadt München (Hrg.): Münchner Nachkriegsjahre 1945...1946...1947...1948...1949...1950. Lesebuch zur Geschichte des Münchner Alltags, München 1997, S. 112 ff.

Mehringer, A.: Pestalozzi als Fürsorgepädagoge. Ein Beitrag zur Geschichte der Fürsorgeerziehung, o. O. 1936

Mehringer, A.: Reform der Anstalt, in: Unsere Jugend, 1 1949/H. 1

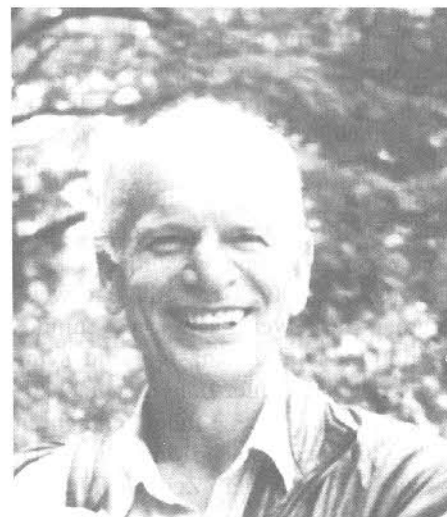
Mehringer, A.: Vor 20 Jahren wurde das neue Waisenhaus eröffnet: Ein neuer Anfang nach dem 10. Juli 1944, in: Münchner Stadtanzeiger 1971/Nr. 81

Mehringer, A.: Heimkinder. Gesammelte Aufsätze zur Geschichte und zur Gegenwart der Heimerziehung, München/Basel 1976

Mehringer, A.: Verlassene Kinder. Ungeborgenheit im frühen Kindesalter ist nur schwer aufzuholen, München/Basel 1986

Mehringer, A.: Eine kleine Heilpädagogik. Vom Umgang mit schwierigen Kindern, München/Basel 1979

Ponkratzen, L. J. (Hrg.): Pädagogik in Selbstdarstellungen. Band IV, Hamburg 1982, S. 115 ff.



Autor:

Manfred Berger leitet das von ihm mitbegründete Ida-Seele-Archiv. Er arbeitete viele Jahre als Heilpädagoge im „Amalie-Nacken-Kindheim“ in Dachau. Gegenwärtig unterrichtet er Vorschulpädagogik, Geschichte der Sozialarbeit und Heilpädagogik an verschiedenen Fachhochschulen/-akademien für Sozialpädagogik.